

3. Wenn im 13. Jahrhundert ein Vinzenz von Beauvais und bald darauf in ungleich vollkommenerem Maße Albert der Große eine Gesamtdarstellung des Wissens ihrer Zeit versuchen durften, so hatten dazu die Araber in ihren systematischen und enzyklopädischen Werken den Weg vorgezeichnet. Sie erweiterten das Wissen des früheren Mittelalters um ein bedeutendes, und zugleich boten sie eine Systematik der neuen und alten Erkenntnisse.

Eine solche systematische Schrift des Arabers Alfarabi veröffentlicht hier Baumer. Das Werkchen Alfarabis entwickelt in logisch-analytischer Form eine Einteilung der realen und formalen Wissenszweige, die das gesamte Wissen der Araber umschließt. Die Schrift hat ihren Einfluß ausgeübt auf die lateinische Philosophie von der Zeit des spanischen Archidiacons Dominikus Gundissalinus bis auf Albert den Großen. Baumer bietet in gewohnter mustergültiger Weise den Text der lateinischen Übersetzung nach zwei Pariser, zwei Münchener und einer Wiener Handschrift. Er macht es völlig gewiß, daß ein Araber, und zwar der berühmte Alfarabi, der Verfasser ist. Sehr wahrscheinlich wird es auch, daß der eben genannte Gundissalinus, der die Schrift reichlich verwertete, selbst die Übersetzung angefertigt hat. Die wertvolle Veröffentlichung gewährt uns neuen Einblick in das Werden der mittelalterlichen Philosophie. Franz Pfeiffer S. J.

Kriegspoese und Friedensklänge.

1. Das blutige Jahr. Gedichte von Bruder Willram. 12° (152 S.) Brigen o. J., Tyrolia. Geb. M 2.25
2. Der heilige Kampf. Neue Kriegslieder von Bruder Willram. 1.—3. Auflage. 12° (170 S.) Innsbruck o. J., Tyrolia. Geb. M 3.—
3. Fürs deutsche Herz. Kriegsgehalte von Wigberth Reith, Franziskaner. 12° (196 S.) M.-Glabbad o. J., Kühlen.
4. Mein Kriegslieberbuch. Verse aus Westen und Osten von Paul Ringens (Sekretariat Sozialer Studentenarbeit). 8° (96 S.) M.-Glabbad 1916, Volksvereins-Verlag. M 1.20; geb. M 1.40
5. Gewaffneter des Kaisers. Gedichte vom großen Krieg von Hans Steiger (Sekretariat Sozialer Studentenarbeit). 8° (64 S.) M.-Glabbad 1916, Volksvereins-Verlag. M 1.20; geb. M 1.40
6. Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslit der Gegenwart, herausgegeben von Karl Jakubczyk. 12° (XL u. 96 S.) Freiburg i. B. 1917, Herder. M 1.80; geb. M 2.20
7. Weltenwende. Von Michel Blümelhuber. (Stimmungen, Visionen und Wirklichkeit. Meine Eindrücke aus dem Weltkrieg. Herausgegeben von Freunden und Verehrern Meister Blümelhubers in Steyr.) 8° (134 S.) Wien 1916, Christoph Reissers Söhne. M 3.60
8. Menschenland. Ein Buch für den Frieden von Hilde Hagen. (Für die Friedensfürsorge: den Notpfennig heimkehrender Krieger.) gr. 8° (128 S.) Graz 1917, Leykam.

Die anfängliche geräuschvolle Begeisterung für Kriegsdichtungen hat schon im Frühjahr 1915 bedeutend nachgelassen und ist heute in weiteren Kreisen längst

nicht mehr vorhanden. Daraus braucht man noch lange nicht auf ein Überhandnehmen pazifistischer Strömungen zu schließen. Wenn diese Folgerung richtig wäre, dann hätte sie sich zu allermeist und schon bald nach den ersten Kriegswochen beim Heere zeigen müssen; denn gerade die Soldaten ziehen seit Jahr und Tag eine friedliche ruhige Feküre den aufregenden blutrünstigen Erzeugnissen, die ihnen vielfach als Kriegsliteratur angepriesen werden, vor. „Wir haben Krieg genug; schickt uns etwas anderes!“ schrieben sie bereits vor drei Jahren aus den Schützengräben in die Heimat. Diese „pazifistische“ Stimmung hat aber bekanntlich die Schlagkraft der Armee nicht geschwächt.

Nur wenigen unserer Lyriker war es gegeben, von Kriegsausbruch bis heute Leser und Hörer an der Front und zu Hause durch flotte markige Gesänge stets von neuem zu fesseln. Zu diesen seltenen Erscheinungen, die in etwa an die nationalen Barden der Vorzeit erinnern, gehört der Tiroler Bruder Willram, der bekannte Dichterpfarrer Anton Müller.

Sein erstes Kriegsbuch *Das blutige Jahr* ist seinen Schülern im Felde gewidmet und trägt noch ganz den Charakter der hochgradigen Erregung, der fast allen literarischen Produkten kurz nach Ausbruch des Weltbrandes eignet. Diese frischen, sangbaren, vor allem aber rhetorisch wirkungsvollen Lieder und Kernsprüche atmen ungetrübte kühne Zuberficht, Enthusiasmus für den geliebten alten Kaiser und das schöne Alpenland Tirol, Bewunderung für die fast übermenschlich großen Taten des Heeres und innigen Dank gegenüber dem himmlischen Schlachtenlenker, der die gerechte Sache zum Siege führte.

Dabei feiert die Formgewandtheit des Verfassers wahre Triumphe. Sie bewegt sich mit Leichtigkeit in den verschiedensten Metren, überwindet ohne allzu große Reibung die prosodischen Schwierigkeiten und macht den oft recht spröden Stoff immer gefügig. Zuweilen verführt sie Bruder Willram zu kühnen, ungewöhnlichen Wortbildungen und Ausdrücken wie Söhnung statt Versöhnung, süßen statt versüßen, verschimmert statt erloschen. Auch reißt ihn der ehrliche Zorn über die Feinde von Kaiser und Reich nicht selten hin zu harten, ungerechten Urteilen, die der Sänger gelegentlich auch noch in derbe, polternde Worte faßt. Doch sind das Fehler, die wenig ins Gewicht fallen, wenn man diese Kriegspoesten ohne Engherzigkeit und Kritikelei als das Geisteszeugnis eines aufrichtigen Vaterlandsfreundes und temperamentvollen Lyrikers auf sich wirken läßt. Von den drei Gruppen: Schwertlieder, Bilder vom Schlachtfeld, Kriegsfackeln — enthält die letzte die wichtigsten Verse des ganzen Bändchens. *De profundis*, *Schwertzeit*, *Vision* sind Dichtungen mit einem Zug ins Große, die in der Glut der Empfindung und in der Kraft der Sprache an das Beste erinnern, was die vaterländische Begeisterung in der Zeit der Befreiungskriege an Heldenliedern geschaffen hat.

Vielleicht könnte man gegen die Sammlung „*Das blutige Jahr*“ einwenden, Br. Willram verlese wohl glänzende Schlachtenbilder hinzuzaubern, aber sie kimmten nicht so recht zu dem entseßlichen Völkermorden von heute, hörten sich vielmehr an wie der Nachklang aus kampffroher, ritterlicher Vergangenheit. Es ist etwas Wahres an diesem Einwand. Bei aller Bewunderung für die malerische

Technik und die oratorische Begabung des Dichters führt doch zuweilen der Eindruck, daß hier nicht Selbsterlebtes, sondern nur von andern Erzähltes geschildert und besungen wird. Galizien und der Balkan liegen nun einmal weit ab vom Arbeitszimmer des wackern Tiroler Dichterspfarrers. Dieser Vorwurf trifft aber viel weniger das zweite Bändchen Br. Willrams, das unter dem Titel *Der heilige Kampf* etwa zwei Jahre nach dem ersten erschien und ausschließlich dem in Tirol hervorragend volkstümlichen Krieg gegen Italien gewidmet ist. Das allzu Rhetorische, gesucht Farbenprächtige, zierlich und abgerundet Gestaltete hat hier dem Kräftigen, Naturwüchsigen, Ursprünglichen Platz gemacht. Zwar begegnet man auch jetzt ab und zu schwächeren Stücken. Daß aber im großen ganzen Br. Willram den Weg zur Volksseele gefunden hat, beweisen die zahlreichen Vertonungen, zu denen diese Sammlung vaterländischer Poesien Komponisten von Ruf anregte. Im „*Blutigen Jahr*“ ist noch etwas zu viel von fröhlicher Kampf- und Kauslust, da „*lehzt das Herz und loht der Sinn nach Blut und Feuertaufe*“. Aus den neuen Kriegsliedern dagegen spricht bei aller Siegeszuversicht auch der Schmerz über das unendliche Elend, das der Unhold Krieg heraufbeschwört, und die Trauer um die gefallenen Helden kommt bald schlicht ergreifend, bald feierlich getragen zum Ausdruck:

Nun schimmern die Berge so rot, so rot —
Und über die Malgen und Matten
Geht männermordend der Schlachtentod,
Und reiten blutige Schatten...

Nun schäumen die Bäche zu Tal, zu Tal
Wie stürmisch eilende Boten:
Und reden von Streit und Wundenqual —
Und bringen die Grüße der Toten;

Nun harfen die Winde so heilig-hehr —
Wie nie durch Tannen und Eichen;
Und die Wälder neigen sich wipfelschwer
Über blutende Heldenleichen. ...

Ungewöhnlich scharf geht der Verfasser mit Italien ins Gericht. Hier glüht und loht der Tiroler Nationalhaß gegen den alten Erbfeind. In einigen dieser Stücke, wie *Tiroleraar*, *Das Dantedenkmal*, *Kein tändelnd Lied*, hat Br. Willram die Grenze des ästhetisch Zulässigen entschieden überschritten. Die Frage nach der moralischen Berechtigung dieses Hasses lasse ich hier unerörtert.

Ein anderer geistlicher Kriegsdichter, der Franziskaner Wigberth Reith, leitet seine Bieder Sammlung *Fürs deutsche Herz* mit der halb unmutigen, halb schmerzlichen Klage ein: *Kein Schwert für uns? ...*

Des Höchsten Fügung ist's, doch schwer zu tragen,
Daß wir in Jünglings-, in der Mannheit Tagen
Die fieschen Glieder schleppen müssen, Leibsgebresten,
Trotz Herz und Seele glühn wie in den Besten,
Die wider Haß und Neid und Falschheit ziehn ins Feld.
O, das ist schwer zu tragen! Dieser Schmerz —
Wie Höllenstein durchfrißt er Hirn und Herz.
Mir gehn die Augen über. —

Er beneidet die Kämpfer an der Front, die ihr Blut und Leben für das Vaterland opfern dürfen, tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß ihm und allen körperlich Untauglichen doch eine Art von Schwert zur Verfügung steht, jenes, womit einst Moses die Feinde seines Volkes besiegte: das Schwert des Gebetes.

Die hübsche Sammlung beweist, daß in dem Rheinländer und Franziskaner ein echter liederfroher Poet steckt, ein ungelünstelter Volksdichter, jugendlich lebhaft, zuweilen auch witzig und launig, immer zuversichtlich und für alles Edle und Kühne begeistert. Das Erhabene und Feierliche ist sein Element nicht, und von der formellen Gelentigkeit eines Br. Willram steht er noch weit entfernt. Für den Pulsschlag des Volkes aber hat Wigberth Reith Gefühl und Verständnis wie nur wenige (Hirtenwege, Vermißt). Ein damit verwandter, gewinnender Zug seiner Poesie ist die Verherrlichung des stillen Heldentums der Frauen, Kinder und Angehörigen der Krieger in der Heimat (Helbin, Mutterheldensinn). So erscheint der Titel des Büchleins gerechtfertigt, und die meisten dieser anspruchslosen, aber ungemein ansprechenden Stücke eignen sich trefflich für die Rezitation in Schulen, Vereinen, Gesellschaften, Lazaretten. Das eine oder andere der etwas gar zu leicht hingeworfenen Gelegenheitsgedichte, z. B. St. Nikolaus im Lazarett, hätte in der Buchausgabe wegleiben dürfen.

Während bei Wigberth Reith das religiöse Moment ganz selbstverständlich voll zu seinem Rechte kommt, tritt es bei Paul Lingers, der sein schneidiges Kriegskliederbuch wohl in erster Linie für die Soldaten im Felde bestimmte, stark in den Hintergrund. Lingers ist selbst Krieger. Seine Themata sind Heimat und Liebe, Wiedersehen und Trennungsschmerz, Waffendienst und Heimweh. Ein häufig verwertetes Motiv ist die Sehnsucht des Feldgrauen nach dem friedlichen Stilleben am häuslichen Herd. Neben leichten Soldatenliedchen und spielerischen Liebesversen enthält das Buch auch ernste, gehaltvolle Gesänge, die unter dem Eindruck des Schlachtdonners entstanden sind: „Feldgottesdienst“.

Im Maiengrün feldgraues Soldatenkarree,
Gesichter sonnenverbrannt.

Und Blüthenzweige, weiß wie Schnee.

Blauer Augen Blick — unverwandt.

Der Pfarrer redet von Heimat und Lieb.

Die Augen werden uns feucht.

Und was noch Rauhes im Herzen blieb,

Wird von der Gnade erweicht.

Dann singen wir. Kräftig tönt das Lied ...

Ein Segen — wir schweigen still. —

Ein Flieger am Sonnenhimmel zieht,

Fern Schüsse — Haubitzengebrüll.

Mit Paul Lingers hat der junge Grazer Hans Steiger vieles gemeinsam. Auch sein Kriegsheft Gewaffneter des Kaisers ist das frische Produkt eigener Anschauung und seelischer Erlebnisse an der Front. Eine kräftige Eigenart und eine bemerkenswerte Selbstständigkeit der Auffassung läßt sich diesem Sänger im Waffenrock nicht absprechen. In der Verlagsanzeige heißt es: „Wer

von dem jungen Grazer Lyriker Kriegslärm, Hatzlieder, Rachegebichte erwartet, wird das Bändchen entläuscht aus der Hand legen.“ Hans Steiger stellt sich in der That bewußt und entschieden auf den Menschheitsstandpunkt. Er sieht in dem Krieg eine harte eiserne Notwendigkeit, der man zwar sich nicht entziehen kann und darf, die aber selbst für den Sieger ein furchtbares Unglück bleibt:

Ihr Städter, laßt ab vom Triumphgeschrei!

Bedenkt, es sind Väter, Söhne,

Brüder und gute, schöne

Knaben dabei,

Die das Krämertum idrißt der Kraft

Eurer furchtbaren Kanonen

Entgegenschafft.

Seht, der Kaiser jubelt nicht!

Seid ernst, wie der Kaiser, der den Krieg nicht wollte,

Der bis zum letzten Augenblick für die Völker hat,

Der dann zum schrecklichen Schlag ausholte,

Und der die Bosheit zu Boden trat!

Jubelt nicht, feiert keine Feste!

Denkt, die Welt steht tief im Blut . . .

Seid Christen, seid gut,

Seid weiser

Als eure Nachbarn im Übermut!

Und dankt Gott für einen solchen Kaiser!

Hans Steiger und Wigberth Reith sind mit einigen Beiträgen auch in der Anthologie vertreten, die der Breslauer Kaplan Karl Jakubczyk unter dem Titel Die heilige Wehr herausgegeben hat. In einem Vorwort und in einer sehr ausführlichen Einleitung begründet und begrenzt Jakubczyk sein Unternehmen. Es war nicht leicht, angesichts der schier unendlichen Masse von Kriegsliedern eine sichere und glückliche Wahl zu treffen. „Das Zeitalter der Millionenheere ist auch das Zeitalter der Millionengebichte geworden.“ Der Herausgeber hat sich jedoch mit Mühe und Freude „durch den Pflaummusberg durchgeessen“ und versichert den Leser, daß sein redliches Streben dahin ging, vom rein künstlerischen Standpunkt aus die ihm bekannte Kriegsliteratur gründlich zu sichten und, ohne Rücksicht auf die Persönlichkeiten der Verfasser, was ihm das Beste schien, in seine Auswahl aufzunehmen. Selbstverständlich wurde alles ausgeschlossen, was das religiöse oder sittliche Gefühl verletzen konnte. Dabei machen diese wenigen Proben keineswegs den Anspruch, dem Leser ein auch nur annähernd vollständiges Bild unserer vielseitigen und vielgestalteten Kriegsdichtung vermitteln zu können. Es wurde auch nicht auf eine genau durchgeführte Anordnung oder Gruppierung gesehen. „Im allgemeinen will sich die Reihenfolge der Gedichte ungefähr der zeitlichen Auseinanderfolge der Ereignisse anpassen.“ So kommen denn die verschiedensten Sänger hier zu Wort: Katholiken, Protestanten, Freidenker und Juden. Unter den letzteren ist Hugo Zudermann mit seinem berühmten „Österreichischen Reiterlied“ nicht vergessen. Meist wurden nur zwei oder drei Proben von einem Autor aufgenommen. Mehr als dreimal bezeugnen

wir nur den Namen Gustav Falke, Heinrich Versch, Richard Schaulal, Rudolf Alexander Schröder, Leo Sternberg. Die Auswahl ist mit Sorgfalt getroffen. Über Einzelheiten mag man anders urteilen als der Herausgeber, aber im ganzen gehört diese Anthologie trotz des allzu knapp bemessenen Umfangs zu dem Besten, was wir auf dem Gebiete der Kriegsliteratur besitzen.

Das Buch des schlesischen Geistlichen bringt als zweitletzte Gabe das innige Gebet *Dona nobis pacem* von Johannes Hönig:

O Gott, du Vater alles Lichts,
Vor deiner Augen Helle ist unser Schauen nichts.
Doch wenn wir bitten dürfen, so hör uns an in Eul,
Sieh nicht auf unsre Sünden, sieh nicht auf unsre Schuld,
Und gib deinen Völkern, die dein Zorn zu zermalmen droht,
Gib ihnen Erlösung von dieses Krieges Not!
Daß nimmer sie sein von deinem Licht geschieden:
Gib uns den Frieden, o Herr, gib uns den Frieden!

Veröhnung, Frieden, ja sogar allgemeine Verbrüderung scheint auch das Ziel zu sein, das den Verfassern von „Weltenwende“ und „Menschenland“ bei der Arbeit an ihren allerdings höchst seltsamen Werken vorschwebte. Michel Blümehuber, der in Weltenwende seine „Eindrücke aus dem Weltkrieg“ wiedergibt, ist, wie eine Verlagsanzeige uns belehrt, Meister der Stahlschneidkunst. Die Anzeige fügt bei, daß er „bekanntlich in einem vom Land Oberösterreich gestifteten kleinen Schloßchen nächst Steyr seine originelle Kunst treibt und an Schüler weiterpflanzt“. Ob Blümehuber mit der Herausgabe dieser flüchtigen Skizzen einverstanden war, wird uns von seinen Freunden nicht gesagt. Sicher ist nur, daß sie damit ihrem verehrten Meister einen schlechten Dienst erwiesen haben.

Die Absicht des Verfassers war es vermutlich, die geheimen treibenden Kräfte aufzudecken, die diesen grausamsten und gräßlichsten aller Kriege verursacht haben. Dann soll den Völkern der Weg in dämmernder Ferne angedeutet werden, der sie aus dem trostlosen Wirrsal von Schuld und Verhängnis, Haß und Rachsucht, Lüge und Gewalttätigkeit wieder zu gegenseitiger Verständigung und schließlich zu dauerndem Frieden führen kann: Luzifer gibt seinen Trabanten den Rat, sich in die Menschenhaut zu stecken und so die Gottesgeschöpfe durch Entfesselung ihrer sündhaften Leidenschaften zu gegenseitiger Vernichtung aufzuheben. Es geschieht, und sein Plan, die ganze Erde seiner Dienstbarkeit zu unterwerfen, scheint durch die mehr als teuflische Kriegsführung der Ententevölker der Verwirklichung nahe. Aber die Heldenschar des Erzengels Michael, die Völker der Mittelmächte mit ihren Verbündeten, machen durch ihre Treue und Tapferkeit alle Anschläge der Hölle zu schanden. Das ist der Inhalt der drei ersten, zumeist symbolisch gehaltenen Teile: Mensch Luzifer, Das große Ringen, Aus Sternenhöh'. Die Anregung zum letzten, Aus Weltentiefen, erhielt Meister Blümehuber auf einer Reise zur Front, wo er die glänzenden Taten der von Gott erkorenen Helden bewundert. Als er endlich nach langer Fahrt durch die Werkstätten der Hölle und die Gegenden, wo der Krieg wüthet, frohen Muths in die Heimat zurückkehrt, hängen dort die Glocken noch unangetastet in den Kirchtürmen. Sie werden

balb den endgültigen Sieg verkünden. Die Ententestaaten dagegen haben auf Eingebung des Teufels die geweihten Friedensglocken zu Mordwerkzeugen umgegossen und damit den Zorn des Himmels herausgefordert. Das schwere Ding, „unförmlich rund“, das der Meister als Ergebnis seiner Weltfahrt zurückbringt, erweist sich in der Nähe betrachtet als geschmolzener Schlachtenstahl. Man rät ihm, daraus ein Werk zu schaffen.

Der Rat war gut gemeint, nur wurde er nicht ausgeführt. Das Ganze ist Rohstoff geblieben. An Gedanken fehlt es dem Verfasser gewiß nicht, aber in bezug auf Gestaltung und Formgebung läßt das Buch viel zu wünschen übrig. Um indes dem Leser ein selbständiges Urteil zu ermöglichen, lasse ich hier eine kleine, in sich abgeschlossene Probe folgen mit dem Teil der Rede Luzifers, der das Lob Gabriele d'Annunzios verkündet. Die Stelle gehört zu den verhältnismäßig klarsten des ganzen Buches.

Nun werbet mit den vollen Händen,
Wie d'Annunzio ich warb;
Bei jeder Faser, die sie wendet,
Zerret sie zu uns herab;
Bis die Überzahl erfüllet,
Die meiner Macht erreichbar noch,
Die zu uns ihr eigner Wille
Mehr noch drängt als zu Gott.

Keine Sipp' ist ganz geseit!
Rein, noch am Tempeltor,
Behrt auch drinn' die Heiligkeit
Und wär ein Gang davor;
Sucht die Unfern, reißt entzwei
Ihn, wie ihr einst getan.
Dreißig Silberling herbei,
Und unser ist der Mann!

Hei, Poetenpriestertum,
Du von Gottes Gnaden,
Großes du, so klein und dumm
Sind des Talentchens Gaben
Denn doch nicht, das vom Teufel kommt;
Nicht erst nach hundert Jahren,
Schon heut erkennt des Volkes Sohn
Am Kling-Klang seinen Narren!

Nicht des Herrn Verkünder geht
Im Engelsnamenteilde
Dem Volk voraus. Der Herr der Welt
Schafft Licht im Sternentreise.
Ich: Irrlicht; seht ihr dort den Sumpf?
Welch ein Gabriel Verkünder,
Flammt dem Volk voraus! und dumpf
Reiht Sünder sich an Sünder!

Die Herausgeber sprechen im Geleitwort die Hoffnung aus, das Werk werde auch bei den Feinden der Mittelmächte Anklang finden und so zur Versöhnung der Gegensätze beitragen. Das wird man nach dem Gesagten und nach dieser Probe doch wohl bezweifeln dürfen.

Kann man dem Verfasser des Epos „Weltentwende“ den Vorwurf der Unklarheit und Verworrenheit nicht ersparen, so ist die dramatische Dichtung Menschenland von Hilde Hagen für den Durchschnittsleser schlechtthin unverständlich. Das Ganze umfaßt drei Hauptstücke: Maria Renata, Das Rosenopfer, Weltkönig. — Von dem ersten heißt es in einer (Verlags-?) Anzeige: „Die Gestaltung eines gewaltigen Stoffes aus der jüdisch-römischen Geschichte — die Umformung der Judasage — ist Hilde Hagen in der ‚Maria Renata‘ in unübertrefflicher Weise gelungen. Damit ist wohl, vielleicht zum ersten Male, das Vorurteil gegen die dramatische Gestaltungskraft weiblicher Dichtertalente, und zwar in glänzender Weise, widerlegt.“ — Weiblicher Dichtertalente! Nach Kürschners Literaturkalender 1917 ist Hilde Hagen das Pseudonym für Hermann

Schilling, Gymnasialoberlehrer in Berlin, geboren ebendasselbst im Jahre 1871. Schilling hat schon eine Reihe von symbolischen Dichtungen verfaßt, die aber alle nur geringen Anklang fanden. Dieses neueste Werk dürfte das Schicksal seiner Vorgänger teilen; denn „der gewaltige Stoff“ ist von Hilde Hagen keineswegs in unübertrefflicher Weise gestaltet, sondern derartig mißhandelt, daß wenigstens wir Katholiken darin nur eine Herabwürdigung und Profanierung biblischer Personen und Ereignisse erblicken können. Wenn die Heldin Mirjam, die Tochter des Hohenpriesters, als Christin Maria Renata genannt, schließlich durch einen giftigen Trank ihre eigene Leibesfrucht tötet, um so ihr zu erwartendes Kind nicht als Material dem römischen Militarismus überliefern zu müssen, und wenn der Dichter sie dafür als christliche Märtyrin feiert und sein Stück „Das Drama der Menschwerdung“ nennt, so haben wir für dieses Heldentum und die Apotheose, die ihm hier zuteil wird, kein Verständnis.

Mit einiger Kombinationsgabe und nicht geringer Mühe läßt sich aus „Maria Renata“ ein gewisser, freilich verwerflicher Sinn herauslesen. Das wird jedoch viel schwieriger, wenn nicht unmöglich, bei dem symbolischen „Rosenopfer“, dem „Lied der Sphinx in drei Epochen“. Die farbenprächtige ägyptische Szenerie und die Schönheit der Sprache, die dem Dichter unstreitig eigen ist, in allen Ehren, aber es erscheint fraglich, ob er selbst für seine kühnen Phantasiegebilde eine befriedigende Deutung zu geben vermöchte. Fast ebenso unverständlich bleibt im ganzen das allegorische Stück „Weltkönig“, dem der Verfasser den Untertitel gab: „Das Spiel der Mächte in drei Ereignissen“. Zwar sind hier einzelne von den auftretenden Personen offen nach dem, was sie vorstellen sollen, benannt: Der Weltkönig erscheint in der Maske Napoleons, „Das Mädchen mit dem Lorbeerkranz“, das ihm sein Haupt schmückt, sagt von sich selbst: „Ich bin das Glück“, „Die Frau mit der Krone“, die mit kalter majestätischer Würde ihm naht, gesteht: „Ich bin die Macht“. So könnte man schließlich auch für: das Weib mit dem roten Rock, das Mädchen mit dem Pilgerstab, die Frau mit der Sonnenrose, die Dame mit den silbernen Sandalen, den Mann mit den großen Fäusten, den Herrn mit der großen Gebärde, das Mädchen mit den kleinen Schritten, den Jemand mit dem blauen Kelch und wie die wunderlichen Bezeichnungen alle lauten, irgendeine Auslegung finden. Ob man indes dadurch der Lösung des Preisrätsels, das uns Hilde Hagen hier aufgibt, wesentlich näher käme, ist sehr zweifelhaft. Das einzige, was sich aus dem vielleicht absichtlich dunkel gehaltenen Friedensbuch „Menschenland“ mit einiger Sicherheit ergibt, ist der Ruf nach Abrüstung und Überwindung aller jener Hindernisse, die dem Frieden noch im Wege stehen. Daher der eine Untertitel: Das Spiel der Mächte. Von einer Aufführung dieses letzten Stücks kann selbstverständlich keine Rede sein; sie käme mit der Polizei in Konflikt. Die Friedensbewegung aber erfährt weder durch Meister Blümelhübers „Weltenwende“ noch durch Hilde Hagens „Menschenland“ eine wesentliche Förderung.

Moris Stodmann S. J.